

Nr. 2310. Wien, Dienstag, den 31. Januar 1871

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

31. Jänner 1871

## 1 Musik.

Ed. H. Die erste Aufführung des „Fliegenden Holländers“ von R. Wagner im neuen Opernhaus hat, wie bereits gemeldet, eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Sie war zugleich die factische Antrittsfeier der neuen Hofoperndirection. Auf dem Zauberschiffe des „Holländers“ unternahm Herr Herbeck mit außerordentlichem Glück seine erste selbstständige Expedition — die erste wenigstens unter eigener Flagge. Denn schon im verflossenen Sommer hatte er während Dingelstedt's Abwesenheit „Robert der Teufel“ vollständig in Scene gesetzt und damit eine der besten Vorstellungen geliefert. Ungerechtigkeit gegen den abgetretenen Director Dingelstedt kommt uns nicht in den Sinn; wir hatten ihn nach langer Mißwirthschaft als Nachfolger eines Salvifreudig begrüßt, allerdings in der Meinung, er werde im Laufe von nahezu vierhalb Jahren mehr leisten für das Repertoire und den Personalstand, als er geleistet hat. Mit den Namen „Mignon“, „Romeo“, „Armida“ und „Meistersinger“ sind die Opern genannt, um welche Dingelstedt das Repertoire bereichert hat. Virtuosität in geschmackvoller Scenirung erwies sich jedenfalls als seine vornehmste Eigenschaft. Dingelstedt's Unzulänglichkeit in musikalischen Dingen veranlaßte die Ernennung zum Mitdirector am Hofoperntheater. Herbeck's Die beiden Collegen vertrugen sich je länger desto schlechter; man mußte endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß der weitere Fortbestand dieser artistischen Doppelregierung nur Zwietracht und Unfrieden in das Haus werfen und keinem Theile zum Segen gedeihen würde. Die von höchster Stelle ausgegangene Entscheidung, welche Dingelstedt an das verwaisete Burgtheater berief, ist das Beste und Natürlichste was unter diesen Umständen thunlich war. Namhafter Poet und feiner Kenner von Allem, was nicht Musik heißt, wird Dingelstedt im Schauspiel stärkere Wirksamkeit und berechtigtere Macht ausüben, als in der Oper, welche wiederum in einen Herbeck Führer von unbestrittener musikalischer Autorität gewinnt. Herbeck ist kein neuer Mann, der dem Publicum erst vorgestellt werden mußte. Seine musikalische Leistungsgabe ist seit 15 Jahren Gegenstand der allgemeinen bewundernden Anerkennung, seine Arbeitskraft und Arbeitslust sind sprichwörtlich. Bezweifeln ließ sich nur seine Theaterkenntniß, und wir selbst hätten nicht geglaubt, daß Herbeck so schnell sich den scharfen Blick und die sichere Hand im Bühnenwesen erwerben werde, welche er zur Stunde schon bewährt. Es gibt eben Individuen, die, über ihr specielles Fach hinaus mit einer ungewöhnlichen Gabe der Orientirung ausgestattet, sich schnell in jeden Organismus einleben, ihm seine Geheimnisse ablauschen und spielend die zu seiner Bewältigung nöthigen Handgriffe sich aneignen. Ist diese Gewandtheit („Findigkeit“, wie der Oesterreicher treffend sagt) nicht bloß ein flüchtiges Strohfeuer der Intelligenz, sondern von ernstem Sinne und energischem Arbeitsdrange begleitet, so vermag sie bald eine jahrelange bequeme Praxis zu ersetzen. Wer Herrn Herbeck bei der Generalprobe

des „Holländers“ beobachtet hat, wie er, im Orchester dirigierend, die genaueste Ausführung der Musik und die scenischen Details auf der Bühne zu gleicher Zeit scharf im Auge behielt, jetzt den Geigern das breite Crescendo einer Begleitungsfigur vorsingend, gleich darauf die Bewegungen der Schiffsmannschaft auf der Bühne commandirend, ein Versehen des Posaunisten rügend u. s. f., der mußte in der That stauen über solche Allgegenwart der Sinne und geistige Spannkraft. Das ist sehr viel, aber nicht Alles für einen Bühnenleiter. Herbeck wird noch andere, größere Proben zu bestehen haben, auch hin und wieder einen Fehlgriff machen, ohne Zweifel. Aber daß man einem Manne von so seltener Begabung und Willenskraft vertrauensvoll entgegenkomme, scheint uns auf alle Fälle begründet und geboten.

Ein weiteres Unterpfand für das Gedeihen des Hofopertheaters erblicken wir in dem harmonisch collegialen Zusammenwirken des Directors Herbeck mit dem gegenwärtigen artistischen Ober-Inspector Herrn Richard. Ohne Lewykleinliche Rechthaberei oder Etiquette gehen die beiden Freunde, von gleichen künstlerischen Principien geleitet, in allen Dingen Hand in Hand. Noch viel länger als Herbeck gehört Richard Lewy zu den Illustrationen des Wiener Musiklebens. Früh verhätschelter Waldhorn-Virtuose, ist Lewy gegen allen Sternenlauf aus einem Wunderkind ein geistreicher, gebildeter Mann geworden. Dem Theater gehörte er durch viele Jahre zunächst als Orchestermitglied an; im Zwischenacte auf der Bühne lauschten jederzeit außer den jungen Tänzerinnen auch die alten Directoren gern seinen Worten. Was Herrn Lewy unter Anderem für die Stelle eines artistischen Ober-Inspectors empfohlen hat, ist ohne Zweifel sein Ruf als Gesanglehrer. Sehr viele tüchtige, ja gefeierte Sängerinnen verdanken ihm ihre ganze künstlerische Ausbildung oder den letzten theatralischen Schliff; leider schickte sie Lewy regelmäßig an auswärtige Bühnen, wo sie mitunter glänzende Stellungen einnahmen. Dem Auslande gehörten seine guten Schüler, den Wienern seine guten Witze. Aus Lewy's neuer Stellung schöpfen wir die Hoffnung, daß sein Stimmen-Exportgeschäft jetzt in einen mehr patriotischen Binnenhandel übergehen werde. Der Meister wie die Schüler zögen Vortheil davon, auch nach vollendetem Unterrichte gemeinsam auf der Bühne in künstlerischem Verkehre zu bleiben. Noch ein zweiter Wunsch liegt nahe: es möchte der Gesanglehrer Lewy als Ober-Inspector sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung des Gesangsvortrages im Opernhause lenken. Gerade seine Doppelstellung erlaubt es ihm, zu corrigiren und selbstbessernde Hand anzulegen, wo er Willkür und Ungeschmack im Operngesange wahrnimmt. Interpellirt man einen Capellmeister, warum er es zulasse, daß diese oder jene Primadonna alle Tempi so unleidlich schleppt, auf einer beliebigen Note sitzen bleibt, solange sie ein Restchen Athem hat, unbekümmert um den musikalischen Zusammenhang hier einen Triller, dort eine Passage einschiebt, so erhält man regelmäßig die achselzuckende Antwort: „Was wollen Sie thun? Ueber diese Sänger haben wir keine Macht!“ Irgend Jemand muß aber doch wol solche Macht haben, im Interesse des Gesangstyps und guten Geschmackes an einer Opernbühne? Das Hofopertheater besitzt gegenwärtig in Richard einen der renommirtesten Ge Lewy'schen Gesanglehrer als Ober-Inspector, in einem eminenten Herbeck Musiker und geschulten Sänger als Director. Gegen das Votum dieser Instanzen steht keinem Sänger eine weitere Appellation offen für seine geschmacklosen Triller und Fermaten. Darum eröffnet uns die neue Stellung Herbeck's und auch die erfreuliche Perspective auf eine strenge Lewy'sgere Zucht des Gesangsvortrages am Hofopertheater.

Auf die Vorstellung des „Fliegenden Holländers“ zurückzukommen, sie erzielte einen außerordentlichen Effect durch die geschickte Scenirung. Die große (in ihrer ganzen Tiefe benützte) Bühne des neuen Hauses kam dem ersten und dritten Acte ungenügend zu statten. Das waren Seebilder, täuschend und großartig, soweit dies nur immer auf der Bühne möglich ist. Die Maschinerie der beiden Schiffe, welche mit überraschender Schnelligkeit ab- und zusegeln, arbeitete tadellos; die Decorationen des Herrn entsprachen billigen An Jachimowiczforderungen. Nur das links vom Zuschau-

er befindliche Versetzstück im Vordergrunde der ersten Scene (Felsstück mit umgestürzten Tannen) ist zu groß ausgefallen, es benimmt dem Parquet gar zu viel von der Aussicht auf das trefflich dargestellte bewegte Meer. Im dritten Acte entrollt das muntere Leben auf dem Norweger Schiffe mit dem gespenstischen Contrast des gegenüber ankernden schwarzen „Holländers“ ein sehr wirksames, charakteristisches Bild. Die traute Heimlichkeit des Schifferhauses im zweiten Acte leidet hingegen, wie alle solche Scenen, unter der Größe der Bühne und der Menge der darauf versammelten Personen. Welche Armee von Weibern und Spinnrädern! Die Besetzung der Oper in ihren wesentlichen Rollen ist bekannt und bewährt. Wer kennt nicht die imposante Gestalt, welche aus dem „Beck Fliegenden Hol“ geschaffen hat? Auch bei der jüngsten Aufführungsländer wirkte er hinreißend durch das tönende Erz seiner Stimme, durch seelenvollen Vortrag und charakteristisches Spiel. Man kennt auch die phantasievolle, leidenschaftliche Sentader Frau, welche mit Herrn Dustmann Beckdie Ehren des Abends theilt. Sehr gut waren die kleineren Rollen, mit Herrn (Mayerhofer Daland), Fräulein (Gindele Mary) und Herrn (Lay Steuermann) besetzt. Den Eriksang Herr sehr tüchtig, mit wärmerer Empfindung als gewöhn Gunzlich. Nur die Maske schien uns nicht glücklich gewählt. Am Jäger wollen wir das grüne Wamms und die aufrechte, elastische Haltung nicht vermissen; Herr Gunzsah in seinem braunen Kittel mehr einem mürrischen Bauer ähnlich, dem Feldmäuse oder Gerichtsdieners in die Quere gekommen. Erwähnen wir noch die vorzüglichen Leistungen des Orchesters und des Chores im „Holländer“, so bedarf es kaum mehr einer ausdrücklichen Anempfehlung dieser hörens- und sehenswerthen Vorstellung.

Was dem „Fliegenden Holländer“ im Operntheater seit Neujahr voranging, war größtentheils eine harte Prüfungszeit für die neue Direction. Eine Reihe plötzlicher Erkrankungen wichtiger Mitglieder, oft erst um die Mittagsstunde angemeldet, machte ein fortwährendes Improvisiren von Ersatz- Vorstellungen nothwendig. Die empfindlichste Störung erwuchs aus der anhaltenden Krankheit des Herrn, Müller für welchen schnell ein gastirender Tenorist beschafft werden mußte. Er fand sich in der Person des hier wohlbekanntes und beliebtes Dr. aus Gunz Hannover, dessen Gastspiel, ohne gerade Begeisterung zu erregen, doch für den nächsten Zweck genügte. Am besten gefiel Herr Gunzals, wo er in den reichverzierten Gesang Postillon von Longjumeaustücken des zweiten Actes eine nicht gewöhnliche Coloratur- und Falsettgewandtheit bewährte. Das von Herrn Gunzeingelegte'sche Gumbert Liedist noch werthloser als der ähnliche sentimentale deutsche Bänkelsang, mit welchem Herr an dieser Stelle regelmäßig aufwartet. Es gehört Wachtel doch — sollte man glauben — kein übermäßig feines Stylgefühl dazu, um zu empfinden, wie grell solche Lieder von dem pikanten Conversations-Ton der französischen komischen Oper abstechen, wie störend daher ihre Aufpfropfung wirkt. Will ein Tenorist die in „Adam's Postillon“ stehende Original-Arie überhaupt nicht singen (sie ist freilich fast nur dazu da, um der MadeleineZeit zum Umkleiden zu lassen), so möge er statt ihrer eine der zahlreichen lieblichen Romanzen von Boieldieu, Isouard oder Auber wählen. Auch als fand Herr Fra Diavolo Gunzim ersten und zweiten Acte Gelegenheit, seinen zierlichen, durch deutlichste Aussprache vortheilhaft gehobenen Romanzenvortrag zur Geltung zu bringen. In Rollen wie die eben genannten fällt weder die unzureichende Kraft der Stimme noch jener eigenthümliche Mangel an geistiger Concentration und Gestaltungskraft besonders auf, welcher größeren ernsten Rollen des Herrn Gunz in ihrer Totalwirkung gefährlich wird. — Im „Fra Diavolo“ wie im „Postillon“ zeichnete sich Herr durch Mayerhofer scharfe und launige Charakteristik des Lord Kockburn und des Wagners Bijoubesonders aus; den rauschendsten Beifall fand aber an beiden Abenden die Darstellerin der Zerline und der Madeleine, Fräulein Minnie. In solchen vor Hauckzugsweise graziösen, munteren Rollen, welche eine leichtbewegte Empfindung nicht ausschließen, hat diese Sängerin gegenwärtig keine Rivalin auf der gesammten deutschen Bühne. Die Direction scheint auch das Feld wohl erkannt

zu haben, auf welchem dem Talente Fräulein Hauck's die schönsten Erfolge blühen, und wir haben alle Ursache, uns auf ihr bevorstehendes Auftreten im „Schwarzen Domino“ und in der „Traviata“ zu freuen. In jener Zeit der schweren Noth, unter welcher die Direction des Hofopertheaters wochenlang seufzte, hat sich auch die Gefälligkeit und Verwendbarkeit des Herrn in so vortheilhaftem Lichte gezeigt, daß ihm Labatt ein besonderes Dankvotum gebührt. Anstrengende, große Rollen, wie den Faust und Prophetsofort, ohne Probe für einen plötzlich erkrankten Collegen zu singen, und mit entschiedenstem Erfolge zu singen, das ist ein kleines Heldenstück, wie es sich für den richtigen Helden Tenor ziemt.

Schließlich wolle mir der Leser noch ein Wort gestatten in einer kleinen persönlichen Angelegenheit. In dem Musik-dieses Blattes vom 22. December vorigen Jahres Feuilleton habe ich die Haltlosigkeit von Richard Wagner's Behauptung, daß im Schlußsatze der Beethoven Neunten Symphonie Schiller's Wort „streng“ eigenmächtig in „frech“ veränderte, zu erweisen gesucht, sowol aus inneren Gründen wie auch mit Hinweisung auf das bei Artariabefindliche Autograph. Letzteres war mir von einer früheren Besichtigung nur so weit im Gedächtnisse, daß das Wort „frech“ darin nicht vor; bezüglich des näheren Details war mein Freund kommt so gütig, den Augenschein für mich zu wieder Nottebohmholen. Es ist ihm dabei ein Versehen widerfahren, welches zwar die Hauptsache durchaus nicht alterirt, aber doch die formelle „Gerichtsordnungsmäßigkeit“ des Beweises aus der Handschrift abschwächt. Nachdem Herr selbst Nottebohm in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung die Erklärung veröffentlicht hat, daß und in welchen Punkten seine mir mitgetheilten Notizen irrig gewesen, konnte die ganze Angelegenheit als erledigt angesehen werden. Herr be Chrysandernützt sie jedoch in der genannten Zeitung zu einem perfiden Angriff. Seitdem ich in der „Neuen Freien Presse“ vom 15. December Herrn 1869 Chrysan der die scandalöse Oberflächlichkeit seiner „Statistik der Concert-Institute“ nachgewiesen, hat diese böse alte Jungfer still Deutschland geschwiegen; jetzt reißt sie plötzlich vom Zaune der Neuntendie rächende Strafpredigt gegen mich. Kein er Symphoniefahrer; honneter Schriftsteller wird ein Verbrechen darin sehen, daß Jemand durch die Autopsie eines befreundeten competenten Fachgenossen die eigene Wahrnehmung bekräftigt und für einen Zeitungsartikeleine ihm mitgetheilte Notiz von zwei Zeilen benützt, welche weder eine neue Entdeckung, noch eine ausschließlich persönliche Forschung betrifft, sondern lediglich einen, jedem anderen Musiker gleich zugänglichen Augenschein. Wenn sich nun Herr Chrysan der daraus berechtigt wähnt, „die Integrität meines literarischen Charakters“ in ein zweideutiges Licht zu stellen, so darf ich diese hämische Verdächtigung wol guten Muthes zurückweisen. Solche Bemühung, den guten Namen, den ein Schriftsteller durch 25jährige Wirksamkeit sich errungen hat, unter einem nichtigen Vorwande zu untergraben, verräth zwar allerdings einen „Charakter“, aber einen unlauteren, frechen und böartigen Charakter, in dessen vollständiger „Integrität“ ich meinerseits Herrn neidlos belasse. Chrysan der